

Mike Schoppke

Eine feine Familie

ROMAN



»Der erotische Roman«
Band 222

© 2017
Edition Combes
im Verlag Frank de la Porte
Inh. Heidemarie de la Porte
Frankenstraße 17
D-96328 Küps
Tel. 09264-9766
Fax 0 92 64-9776
www.edition-combes.de

Titelfoto: © neonshot – Fotolia.com

ISBN 978-3-95821-032-5

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten. Zuwiderhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

Eigentlich sollte ich nicht mit diesem Wort anfangen, meine Geschichte zu erzählen. Schon mein Großvater hat immer gesagt: »Eine Geschichte, die mit ›Eigentlich‹ beginnt, kann nur mit dem Teufel enden!«

Ja, genau, das war dieser Großvater, der an Feen und Elfen glaubte und der jeden Morgen seinem Frühstücksmüsli aufmerksam zuhörte, wenn es ihm den Sinn des Lebens erklärte.

Also, ich fange nochmal an: Eigentlich unterschied sich dieser Tag in nichts von allen anderen Tagen – zumindest nicht für mich. Ich war so pleite, und mein Leben war so aussichtslos, dass ich bereits fest entschlossen war, es entweder radikal zu ändern oder aber zu beenden. Zur ersten Möglichkeit fehlte mir alles, vor allem das nötige Geld, das man für Veränderungen nun mal braucht. Möglichkeit zwei wurde täglich ein bisschen reizvoller, und als ich an diesem Morgen feststellte, dass ich weder Kaffee noch irgendetwas im Kühlschrank hatte und mich mit einem Frühstück in Form von warmem Wasser aus dem Wasserhahn in der Küche begnügen musste, beschloss ich, dem Leben eine letzte Chance zu geben. Vielleicht hatte Opa ja recht, und es gab wirklich die Wunder, von denen er immer sprach, wenn er zu tief in die Frühstücksflocken geschaut hatte.

Und vielleicht gab es ja auch die guten Feen, die er angeblich immer sah. Drei Wünsche, wie sie den Verzagten und Enttäuschten im Märchen so oft zur Verfügung stehen,

wären ziemlich toll gewesen, aber ein einzelner erfüllter hätte mir auch schon ausgereicht.

Ich sah dem Bankangestellten hinter seiner nicht von Panzerglas geschützten Schaltertheke an, dass er sein drecki- ges, fieses Grinsen nur mit sehr großer Mühe unterdrü- cken konnte. Das schaffte er, weil er so tat, als würde er sich sehr intensiv mit dem beschäftigen, was sein Computer- bildschirm zu meinem Kontostand und meinen finanziel- len Möglichkeiten anzeigte. Wieder und wieder tippte er auf seiner Tastatur herum, und ich vermutete, dass er auf Pornoseiten surfte oder seinen Kumpels auf Facebook eine Nachricht postete: »Der Pleitegeier Mike Schoppke ist wie- der da und bittet um Geld, hahaha«, oder so ähnlich, wäh- rend er sein Posting mit einer Nahaufnahme meines Kon- terfeis aus der Überwachungskamera verzierte. Eine Sekunde später hatte er vermutlich fünfzig Likes und zehn Kommentare.

Okay, wenn ihn das glücklich machte, bitteschön. Er war auch nur einer von den armseligen Hamstern, die ihre Runden im Rad drehten und sich dabei frei und erhaben fühlten. Ich hoffte nur, Gabi würde mein Bild nicht sehen, falls er es denn postete. Sie war mein einziger kleiner Licht- blick, und wir kannten uns noch nicht lange genug, als dass sie wissen konnte, wie es um mich stand.

»Wieviel wollten Sie nochmal abheben, Herr Schoppke?«
Er fragte mich das allen Ernstes, und er hielt es noch

nicht einmal für nötig, dabei von seinem Bildschirm aufzublicken und mich anzuschauen. Wahrscheinlich musste er meinen Kontostand erst mit dem DAX, dem Nikkei, dem Dow Jones, der täglichen Inflationsrate und dem aktuellen Bruttoinlandsprodukt abgleichen, um entscheiden zu können, ob er mir etwas auszahlen konnte oder nicht.

»Fünfzig«, wiederholte ich bereits zum zweiten Mal und verkniff mir die unterwürfige Ergänzung »Für Lebensmittel«. Noch hatte ich einen kleinen Rest von Stolz im Leib, und den hatte ich mir auch bewahrt, als der Geldautomat da draußen mir und allen Umstehenden mit einem so lauten Piepen, dass man hätte meinen können, ich wolle ihn aufbrechen, meine Karte wieder ausgespuckt hatte, um mir auf dem Display zu verkünden: »Auszahlung nicht möglich, bitte wenden Sie sich an unseren Kundenservice.«

Fünfzig Euro für Lebensmittel – sowohl für mich als auch für das Abendessen mit Gabi, denn ich hatte versprochen, für sie zu kochen. Das musste doch möglich sein!

Der Bankangestellte wiegte den Kopf hin und her. Er musste eine schwerwiegende Entscheidung treffen, von der die nächste Umdrehung der Erde abhing. Er konnte es wohl nicht riskieren, mir fünfzig Euro zu geben, ohne damit die nächste Weltwirtschaftskrise auszulösen.

»Das wird schwierig«, erklärte er mir, »denn Ihr Konto ist weit überzogen, der Dispo ist ...«

Ich hörte nicht mehr richtig zu. Diesen Sermon kannte ich bereits in- und auswendig. Ich steckte in einer Krise, soviel war klar, und ich brauchte Geld, um aus dieser Krise

wieder herauszukommen. Dieses Geld bekam ich aber nicht, wodurch sich die Krise vertiefte und der Geldbedarf erhöht wurde.

Ich dachte an Opa und die Feen, von denen er immer sprach. Wahrscheinlich war er im Pflegeheim mit seinem Müsli und seinem schrägen Blick auf die Realität sehr viel glücklicher, als ich es jemals sein würde. Letzte Chance für das Leben: »Lass ein Wunder geschehen und eine Fee erscheinen!«

»Was sagten Sie bitte?«

Der Angestellte schaute mich stirnrunzelnd an. Verdammst, das hatte ich wohl gerade laut gesagt.

»Oh, nichts weiter, ich sagte nur ...«

Weiter kam ich nicht.

In diesem Augenblick geschah das Wunder.

Ja, so kann man es wohl nennen. Irgendwie.

Im Fernsehen klingt ein Schuss aus einer Pistole immer so ein bisschen wie die Platzpatronen beim Cowboy- und Indianerspielen, damals in der Kinderzeit. In Wirklichkeit aber ist es ein ohrenbetäubender Knall, nach dem man erst einmal so gut wie gar nichts mehr hört – insbesondere, wenn die Waffe innerhalb eines geschlossenen Raumes abgefeuert wurde. Wie zum Beispiel im Schalterraum einer Bank.

Den Ruf »Das ist ein Überfall!« konnte ich gerade noch gut genug verstehen, um zu erkennen, dass er von einer

Frau kam. Ehrlich gesagt hielt ich das Ganze erstmal für einen Scherz mit versteckter Kamera, denn die Feststellung, dass dies die Realität war und genau jetzt und hier und mir passierte, wollte sich einfach nicht den Weg in meinen Verstand bahnen. Aber kurz flammte darin der Gedanke auf, dass ich mich für Möglichkeit zwei entscheiden und einen heldenhaften Abgang aus diesem Leben hinlegen konnte, indem ich versuchte, die Bankräuberin zu überwältigen und dabei erschossen zu werden. Da würde der feixende Typ hinter seinem Schalter aber sein ganzes Leben dran zu knabbern haben. Ha!

»Vollpacken, alles was reinpasst, und zwar nur große Scheine«, rief die junge und bemerkenswert attraktive Frau, die – abgesehen von der schwarzen Bob-Frisur und der Tatsache, dass sie High Heels trug – eine gewisse Ähnlichkeit mit Audrey Hepburn in »Breakfast at Tiffany's« hatte und filmreif mit der Knarre herumfuchtelte. Sie warf dem nun nicht mehr feixenden Banker eine Handtasche auf die Theke. Genau, eine Handtasche! Und zwar keine billige, sondern eine, bei der sogar ein Mann wie ich erkennen konnte, dass es irgendein teures Stück war. Mindestens Gucci oder Louis Vuitton!

»Wir haben nur sehr geringe Bargeldbeträge hier in der Kasse«, stammelte der Banker und sah jetzt nicht mehr ganz so selbstsicher und überlegen aus wie noch vor ein paar Minuten mir gegenüber. »Alles andere ist zeitschloss-gesichert.«

Während mir der absurde Zusammenhang zwischen dieser Bemerkung und dem Spruch »Zeit ist Geld« durch

den Kopf huschte, erklärte ihm die hübsche Dame hinter der riesigen Sonnenbrille, dann solle er die Zeit mal ein wenig beschleunigen oder die Sicherung umgehen, denn sonst müsste sie den Motivationsfaktor erhöhen.

Bevor mein ehemaliger Verhandlungspartner irgendetwas erwidern konnte, musste ich erkennen, dass mir in diesem Schauspiel gerade eine tragende Rolle zuteil wurde. Die Hauptdarstellerin, die zum Banküberfall im kleinen Schwarzen erschienen war, packte mich beim Kragen, zog mich zu sich heran und hielt mir ihre Pistole an die Schläfe. Von der Idee des heldenhaften Abgangs verabschiedete ich mich sofort. Die Diskrepanz zwischen Theorie und Realität war zu groß. Sie würde mir das Hirn aus dem Schädel pusten, ganz ohne Frage.

»Na los, wird's bald?«, schnauzte sie den zitternden Jungspund hinter dem Schalter an. »Oder wollen Sie lieber Blut sehen?«

Angesichts des Umstandes, dass es sich dabei um mein Blut gehandelt hätte, lag mir auf der Zunge, ihr zu sagen, sie brauche für mich keinen Finger krumm zu machen. Der nächste blöde Gedanke war die Erkenntnis, dass sie herrliche kleine und feste Titten hatte. Das merkte ich, als sie mich zu sich heranzog und sich von hinten noch enger an mich presste, als wollte sie mich ficken oder mindestens als Schutzschild benutzen. Was man doch für einen Blödsinn denkt, wenn man Angst hat, im nächsten Moment zu sterben. Von wegen »Das ganze Leben zieht noch einmal an einem vorbei!«. Alles Quatsch! Ich dachte vielmehr an die fünfzig Euro, die ich dringend brauchte, an die Titten

der Kleinen hinter mir und dass ich sie unter anderen und unbewaffneten Voraussetzungen nicht von der Bettkante stoßen würde.

Glücklicherweise wollte der Banker mich lieber lebendig als tot sehen, und wie auch immer er es schaffte, das Zeitschloss außer Kraft zu setzen: Er packte bündelweise große Scheine in die Handtasche der Frau.

»Schneller, Mann«, knurrte sie. »Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.«

Die Mündung ihrer Pistole, die sie mir an die Schläfe drückte, war noch warm vom abgefeuerten Schuss. Ich hätte Angst haben müssen, und das wäre ja auch eigentlich die normale Reaktion gewesen – aber stattdessen fühlte sich plötzlich alles so herrlich gleichgültig an. Ich dachte daran, wie groß ihre Titten wohl wirklich sein mochten und welche Stellung sie im Bett bevorzugte, und ob sie mir fünfzig Euro leihen könnte, falls der Banker mir keine geben würde.

Erst ihr »Nimm die Tasche!« riss mich aus meinen Träumereien zurück in den Horror der Wirklichkeit.

»Was?«

»Die Tasche«, blaffte sie mich an, und ich sah, dass unser Banker, der ebenso zitterte wie ich, die Gucci-oder-sonstwas-Tasche entgegenhielt, die nun noch wertvoller war als vorher. »Ich habe gerade keine Hand frei, wie du dir wohl denken kannst.«

Okay, ich nahm die Tasche. In den Augen meines Kundenberaters sah ich sowas wie Mitleid der Sorte »Du arme Sau«, womit er natürlich mich meinte und gleichzeitig froh

war, dass es nicht ihn selbst oder womöglich einen der reichen Kunden erwischte, sondern nur einen mit völlig überzogenem Konto. Das war wohl eher verkraftbar.

Die Tasche hatte ein enormes Gewicht, und ich dachte noch, dass ich noch nie im Leben so viel Geld in der Hand hatte und – mit einer Waffe am Kopf – vermutlich auch nie wieder haben würde. Trotzdem kam ich mir mit einer Frauenhandtasche in der Hand ziemlich doof vor. Hoffentlich sah mich niemand, der mich kannte.

»Und jetzt schön langsam rückwärts gehen! Du bist meine Geisel.«

»Aber ...« Ich hatte eigentlich keine Ahnung, was ich erwidern wollte, aber sie unterbrach mich sowieso mit einem »Klappe!«, dessen herrischer Tonfall die Vermutung aufkommen ließ, dass sie vielleicht eine Domina war, die sich in diesen schwierigen Zeiten mit Banküberfällen ein bisschen was nebenher verdiente. Zumindest hatte sie Ahnung vom Rumkommandieren.

»Wenn keiner hier Sperenzien macht, ist die Sache gleich vorüber, und niemand wird verletzt.«

Zum Glück rührte sich niemand – abgesehen von einer Frau, die kurzerhand in Ohnmacht fiel. Die junge Lady zerrte mich so geschickt rückwärts mit sich mit, als würde sie das jeden Tag machen oder als habe sie das zumindest schon sehr intensiv geübt. Ich entwickelte innerhalb von Sekunden eine Art Stockholm-Syndrom und fand meine Peinigerin rattscharf und bewunderte sie sogar. Ich mochte das Klicken ihrer Absätze auf dem Marmorboden, und als ich den Blick senkte, um zu verhindern, dass ich

über ihre Füße stolperte, sah ich, dass sie Netzstrümpfe trug. Dass es Strümpfe waren, wusste ich, denn so ein Weib trug sicher keine Strumpfhosen. Mal ernsthaft: Wenn das nicht rattenscharf war, was dann? Eine Frau, die in einem solchen Outfit einen Banküberfall macht, konnte nur ein echter Kracher sein – oder eine Wahnsinnige!

»Wo steht dein Auto?«, fragte sie und rüttelte an meinem Kragen, als sich die automatischen Türen hinter uns öffneten und der Straßenlärm uns entgegenwaberte wie eine zähe Masse. Meine Hoffnung, dass da draußen schon ein SEK, die GSG9 und mindestens hundert weitere Polizisten bereitstünden, um mich zu befreien, fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

»Ey Alder, guck, krass, voll die Geisel«, hörte ich einen eher begeistert klingenden Ausruf und sah die Lady und mich schlagartig umringt von einem Rudel Menschen, die uns mit ihren Handys filmten.

»Wo steht dein Auto?«, fragte die kleintittige Schöne noch einmal, und diesmal klang eine gewisse Unsicherheit am Rande der Panik aus ihrer Stimme heraus. Das konnte gefährlich werden, und zwar für mich.

»Der dunkelblaue Fiat«, erwiderte ich. »Dort!«

»Nicht dein Ernst«, hörte ich sie seufzen. »Die verbeulte Rostlaube?«

Immerhin schien ihr meine verbeulte Rostlaube von einem Kleinwagen besser zu sein als gar nichts.

»Okay, fahr los!«

Sie saß sichtlich unbequem auf dem Beifahrersitz, richtete weiter ihre Waffe auf mich, und ich trat auf das Gas-

pedal. Wir waren noch keine zwanzig Meter weit gefahren, da riss sie sich die schwarze Bob-Perücke vom Kopf, kurbelte das Seitenfenster herunter und warf die Perücke hinaus. Das wäre normalerweise nichts Besonderes und in einem Krimi eine völlig normale Szene gewesen. Merkwürdig war allerdings, dass sie unter der Perücke einen identischen schwarzen Bob trug.

»Na was? Die finden das Ding und suchen alle nach einer Frau, die so eine Perücke getragen hat«, klärte sie mich immerhin angesichts meiner offensichtlichen Verständnislosigkeit auf. »Aber keiner sucht eine Frau, die wirklich so eine Frisur trägt. Gehört alles zum Plan.«

»Hm, ja, da ist etwas dran!« Vielleicht würde sie mich am Leben lassen, wenn ich versuchte, mich so normal wie möglich mit ihr zu unterhalten und ihr somit zeigte, dass ich ein ganz normaler Mensch war. Ihr Anblick allerdings konnte einen dazu bringen, sich alles andere als normal zu verhalten. Vom sabbernden Idioten war ich nicht mehr weit entfernt, denn wenn ich zu ihr hinüberschaute, sah ich, dass ihr kleines Schwarzes in der Enge dieses Autos verrutscht war und die nackten Schenkel oberhalb der Strümpfe preisgab. Und verdammt, diese Verrückte trug zu einem Banküberfall Strapse! Was für eine irre Nummer lief denn hier?

»Da vorne rechts abbiegen«, sagte sie und fuchtelte mit der Pistole in Richtung der Straße, in die ich fahren sollte. »Und ein bisschen schneller, denn die Polizei dürfte inzwischen die Verfolgung aufgenommen haben.«

»Ich kann mir leider keinen Porsche leisten!« Sofort